



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

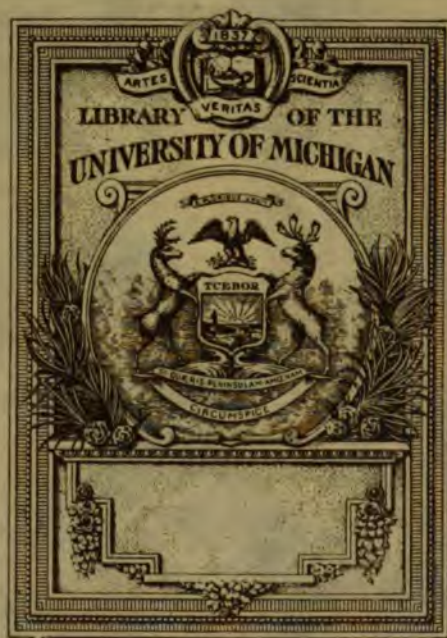
838

G60

W4

B 1,387,218

Mahl, Hans Sachs und Goethe



Jahres-Bericht

878
G 60
W 4

über das

Städtische Realgymnasium

zu

C o b l e n z.

Schuljahr 1891|92.

Inhalt: 1) Hans Sachs und Goethe. 1. Teil. — Georg Wahl.
2) Schulnachrichten vom Direktor.

Coblenz 1892.

Buchdruckerei von Heinr. L. Scheid, Gemüsgasse 14.

1892. Programm Nr. 472.

Hans Sachs und Goethe.

Während die Zeit der Wiedererweckung des klassischen Altertums Italien Meister ersten Ranges in allen Zweigen der bildenden Kunst, aber auch auf dem Gebiete der Dichtkunst schenkte, musste sich Deutschland mit einem bescheideneren Lose begnügen. Grossen Baumeistern, Malern, Bildhauern und Erzgiessern stellte sich kein Dante, kein Petrarca, kein Tasso zur Seite.

Die Dichtkunst stieg von den Burgen der Könige, Herzöge, Edlen herab und trat in die niedrige Stube des Bürgers, des Handwerkers. Es ist wahr, man kann diesen ehrbaren, sittlich strengen, frommen Meistern Achtung, ja Liebe nicht versagen, die sich, wenn sie „das Webeschifflein in Ruhe gestellt, Ahl und Pechdraht bei Seite gelegt, die Nadel aufgesteckt und die Schere an den Wandhaken gehängt hatten, in der einsamen Stille ihres Kämmerleins in der Nachbildung oder Erfindung künstlicher Gesänge übten“, mit denen sie auf ihre rohen Zeitgenossen in sittlicher und religiöser Beziehung zu wirken suchten, während der Gelehrte in lateinischen Gedichten den Horaz nachahmte, der Fürst über selbstsüchtigen Plänen, die er zum Schaden des gemeinsamen Vaterlands zu verwirklichen suchte, der Ritter in einem wilden Stegreifleben den Sinn für alles Höhere einbüsste. Verdienen so die Meister für ihr Streben Lob und Anerkennung, so muss es doch andererseits ermüden, wenn bei der Enge des Gesichtskreises, bei den stets wiederkehrenden Stoffen und Gedanken, das Hauptgewicht schliesslich auf die Form gelegt wird und diese dann in eine unleidliche Ziererei und Spielerei ansartet.

Hoch über seine Standes- und Sangesgenossen erhebt sich Hans Sachs, der bedeutendste Dichter des 16. Jahrhunderts. Man kann nicht genug staunen über die Fruchtbarkeit dieses Mannes, die in der Geschichte der Litteratur aller Völker nicht ihres Gleichen hat. Nachdem er 1514 zu dichten begonnen, hat er bis zum Jahre 1567, neun Jahre vor seinem Tode, 4275 Meistergesänge, 208 Schauspiele, 1558 Schwänke, Fabeln, Historien, Figuren, Comparationen, Allegorien, Träume, Visionen, Klagreden, Kampfgespräche, Psalmen u. s. w., dazu 7 prosaische Dialoge,

im ganzen 6048 Werke und Werkchen verfasst. Bibel und Weltgeschichte, Märchen und Sage, Dichter und Prosaiker aller Zeiten und Völker müssen ihm Stoff geben, „er dichtet über alles und erdichtet nichts“. Ja das Zugängliche scheint ihm nicht einmal zu genügen, behandelt er doch nicht selten denselben Stoff in verschiedenen Dichtungsgattungen. Zugleich steht er mitten in den Bewegungen der bis ins Tiefste erregten Zeit. Obwohl keine Kampfesnatur, wie das 16. Jahrhundert so manche aufzuweisen hat, wird er nicht müde, der in Roheit und Genusssucht versunkenen Mitwelt treu und eindringlich ins Gewissen zu reden.

Mit dieser Fruchtbarkeit vereinigt er Gestaltungsfähigkeit, auch in diesem Punkte die Dichter seines und des folgenden Jahrhunderts weit hinter sich lassend. Trefflich ist er in der Schilderung, die denn auch in allen Dichtungsgattungen vorherrscht. Nicht selten setzt er schon Beschreibung in Handlung um, nicht selten weiss er treffend zu motivieren. Schildert er Personen, wie er sie im Leben kennen gelernt hat und deren Empfindungs- und Vorstellungsart ihm nahe liegt, so versteht er scharf zu charakterisieren. Am besten gelingen ihm Fabeln und Schwänke, in denen treuherzig naive Kindlichkeit angenehm berührt. Auch seine Fastnachtspiele waren damals weitaus die besten, obgleich er sich wie alle anderen an Darstellung von Typen hält. Endlich hat Hans Sachs in Trauerspiel und Lustspiel die Grenzen erweitert.

Man darf natürlich an ihn nicht den Massstab anlegen, den wir aus den Werken und Vorschriften der später erstandenen grossen Meister gewonnen haben. Vor allem lag die dramatische Dichtkunst im 16. Jahrhundert noch in den Windeln. Von einer allmählichen Entfaltung der Charaktere, von einer Steigerung, die den Zuschauer mit angehaltenem Atem folgen lässt, von Schürzung und Lösung des Knotens wusste man noch nichts. Hans Sachs kann nicht einmal immer Tragödie und Komödie auseinanderhalten. Die Einteilung in Auftritte ist nicht immer sachgemäss, doch gibt er dem Schauspieler manche richtige Belehrung. In Rhythmus und Reim steht Hans Sachs auf einer tiefen Stufe, und auch die rastlose Übung hat seinen Vers nicht zu bessern vermocht. In den kurzen Reimpaaren, die er, die Meistergesänge ausgenommen, überall anwendet, spüren wir nichts mehr von der entzückenden Formvollendung der Minnesänger; doch „lässt uns in seinen besseren Gedichten die grosse Trefflichkeit der Ausführung beinahe immer die Mangelhaftigkeit des Versbaues, die Härte und Unbeholfenheit des Reims vergessen“.

Mit diesen Vorzügen und Mängeln erlangten Hans Sachsens Werke eine ausserordentliche Verbreitung. Auch zeigten die nächsten Jahrzehnte gute Ansätze zu einer Weiterentwicklung der dramatischen Kunst. Aber der erlösende Meister blieb aus. Und nun kam der dreissigjährige Krieg, der alle Knospen wie ein verheerender Maifrost erstarren liess. Die Fremdherrschaft trat auch auf dem Gebiete der Litteratur ein. Wenn Opitz der Roheit des Knittelverses abhalf und sich so um die Form Verdienste erwarb, so schnitt er zugleich die Möglichkeit eines Weiterbaus auf der volkstümlichen Dichtkunst des Nürnberger Meisters ab.

Es beginnt die Zeit, da die Dichter, meistens Gelehrte, auf Hans Sachs als elenden Reimschmied herabsahen, ja es unter ihrer Würde hielten, ihn zu nennen. Sie vergassen ganz, dass ihre bessere Form um so mehr den inneren Gehalt vermissen liess, nach dem man fast bei allen Dichtern des 17. Jahrhunderts vergeblich suchte.

Schon der berühmte Humanist Elius Eobanus Hessus hatte gleichzeitig mit Hans Sachs in Nürnberg lebend und wirkend im Jahre 1532 in einem lateinischen Gedichte zum Preise Nürnbergs und in einer Eingabe an den Rat von ungelehrten Laien gesprochen, die auch Bücher schrieben und damit zweifellos auf unseren Meister gezielt, der bereits im Jahre 1530 ein Preislied auf seine Vaterstadt gedichtet hatte, und doch war das deutsche Gedicht des Handwerkers weit besser als das lateinische des hochgelehrten Hessus.

Im 17. Jahrhundert spotten des Meisters Andreas Gryphius im Peter Squentz und Christian Weise in der zweyfachen Poetenzunft, auf der Wende des Jahrhunderts Wernicke in dem Spottgedicht auf seinen Gegner Postel.¹⁾

Bodmer erwähnt seiner in der Schrift „Charakter deutscher Gedichte“ gar nicht, in der 2. Auflage nur gelegentlich in seinem Urtheile über Lohenstein und zwar in folgender Weise:

Als seine dunkle Sprach in Kissling-harten Thönen
Auf dem Parnass erklang, erschracken die Camönen,
So sehr als vor der Zeit, da der von Nürnberg kam,
Und einen Überfall des Berges übernahm.

Andere Gelehrte gingen noch schlimmer mit ihm um.

Im Hinblick auf diese Urtheile weist der gutmütige Ranisch, der erste Biograph des Dichters, auf die Worte hin, die die Vernunft dem auf Unsterblichkeit hoffenden Meister nach seiner eignen Erzählung entgegenhielt:

„Solchs aber fehlet dir,
Wahrhaft das glaube mir,
Drum besser, du verschonst
Dein selb, du alter mon,
Weil doch ohn Danck und Lohn
Dein tichten ligt zu Grund.“

¹⁾ Anhang zu Wernickens poetischen Versuchen in Überschriften, wiederaufgelegt Zürich 1749.

Hans Sachs, der lang in Deutschland herrschte,
Und nach der Füsse Mass hier Schuhe macht und verschte,
Der in der Dummheit Reich und Hauptstadt Lobesan
Den ersten Preis durch Reim ohn allen Streit gewann
und in den Erklärungen zu dem Gedichte:
Ein feines Knäblein Hans Sachs war,
Der Gänsefedern braucht und auch zugleich Schweinshaar,
Der zwar durch seine enge Schuh den Leuten Leichtdorn machte,
Doch war derer keiner nicht,
Der, wenn er seine lange Vers las mit dem Angesicht,
Dass er des Schmerzens ungeacht nicht gleich darüber lachte.

Es berührt angenehm, wenn gegenüber diesen und vielen andern abfälligen Urteilen auch Männer auftraten, die ihn warm verteidigten. Freilich that man dies meist in unpassender, geschmackloser Weise, indem man ihn mit den ersten Dichtern des Altertums verglich.

Der gelehrte Jakob Schopper nennt ihn den Vergil seiner Zeit.¹⁾

Es mutet uns mehr an, wenn Böcler, „der grosse Lehrer der Geschichte“ zu Strassburg, dem Meister zum Lobe sagt:

„Schlechte Wort und gut Gemüt
Ist das rechte, Teutsche Lied.“²⁾

Von Hoffmannswaldau gedenkt seiner in der Vorrede zu seinen Gedichten mit den Worten: „In abgelaufener, hundertjähriger Zeit hat ein ehrlicher Bürger zu Nürnberg, Hans Sachs, sich vorgethan, und in einem grossen Werke allerhand Spiele, Gesänge und dergleichen, unter dem Namen eines Meistersängers, in das Licht gestellt. Dessen Kopf und Art nach Beschaffenheit der Jahre, darinnen er gelebet, ich gar nicht tadele, und würde er, wenn er bessere Wissenschaft von gelehrten Sachen und genauere Anweisung gehabt hätte, es vielen, die nach seiner Zeit geschrieben und manche ungereimte Dinge uns sehen und hören lassen, weit hervorgethan haben“.

Wagenseil sagt: „Es finden sich unter seinen Gedichten viele Sachen von guter Erfindung, auch so vernünftig ausgearbeitet, dass sie damals nit besser seyn können, und wegen des herrlichen Nachdrucks und Verstandes so überall sich zeigt, vielen, so neuerlich geschrieben worden, mit Rechten fürzuziehen seyn; nur dass die Reimung nicht von der Richtigkeit war, welche sie in diesem Seculo erlanget. Solchemnach sind Hannss Sachsens Gedichte auch von fürnehmen Gelehrten Leuten sehr gelobet worden und wird dessen Gedächtnuss von gemeinen Leuthen nicht minder als dess Homeri, Virgilii, Ovidii und Horatii von denen Gelehrten, so lange die Welt stehet, verehret werden.“³⁾

Der Polyhistor Morhof: „Man muss sich verwundern, dass ein Handwercksmann, der Lateinischen und Griechischen Sprache unkündig, so mancherley Sachen hat schreiben können, die nicht ohne Geist seyn“⁴⁾.

Auch das 18. Jahrhundert vergass den Meister nicht, ja man ging in seiner Wertschätzung noch weiter. So Christian Thomasius in seiner *disp. de morum cum iure scripto contentione*, wo es § 15 heisst: *Nos ut historiam sacram merito fabulis et Platonis et Homericis praeferimus et Homerum (fremant licet poetae et paedotribae ac qui philologorum honestum nomen adhuc male usurpant) non*

¹⁾ *Descriptio et Historia Germaniae*. Frankfurth am Mayn 1582.

²⁾ „In seinem Gedicht auf Johann Küffers 1640 erhaltenes Doktorat.“

³⁾ J. Chr. Wagenseil: *Buch von der Meister-Singer Holdaeliger Kunst*, Anhang zu denselben: *Commentatio de civitate Noribergensi*. Altdorf Noricorum 1697. S. 517.

⁴⁾ D. G. Morhofens *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie*. Lübeck und Franckfurt 1700. S. 341.

aliter consideramus quam Coryphaeum aliquem phonasorum Noribergensium, der Meistersänger et adeo Joh. Saxonem iure meritoque suo titulum Homeri Germanici sibi vindicare putamus, Homerum autem, si absque adulatione rem consideramus, nihil sua virtute convenientius praetendere posse arbitramur, quam ut vocetur Graecorum Saxo, der griechische „Hans Sachs“.

Ähnlich in seinen Anmerkungen zu Melchiors von Ossa Testamente, S. 118: „Wenn sich jemand darüber machen wollte, und den Text des Johann Sachsens so wohl aus seinen ernsthaften Reimen, als aus seinen Comödien, Fabeln und guten Schwäncken zum Grunde legte und auf den Rand mit des Homeri seinen Versen erklärete, würde meines Erachtens sehr durchdringen: denn Homerus war so wohl ein Meistersänger als Hans Sachse. Ja ich bin versichert, dass, wer Hans Sachsen und Homerum ohne Vorurtheil lesen wird, wird mehr Artigkeit und Judicium in Hans Sachs als in Homero antreffen.“

Wetzel knüpft an die erste Stelle von Thomasius an und bemerkt zu den Worten „Graecorum Saxo, der griechische Hans Sachs“: „Welche Thomasische Benennung dem Hanss Sachsen, wie es etwa scheinen mögte, keines weges zum Nachtheil gereicht, weil, obschon dessen Reim-Art nach den Regeln der heutigen Poesie sehr einfältig klinget, solche dennoch nach damahliger Zeit die beste, auch bey ihm selbst die alte Teutsche Redlichkeit war¹⁾).

Litzel: Hans Sachs, der alte und jedermann bekannte Nürnbergische Poet, ist eine Zierde nicht nur seiner Vaterstadt, sondern auch des ganzen Frankenlandes . . . Ob sich schon seine Reimen, nach der heutigen Art, nicht allezeit reimen, so sind doch seine Gedanken, als eines ungelehrten Schusters, bisweilen sinnreicher, als die Gedanken eines neuern Gelehrten, der sich für einen Poeten ausgibt. Ich sage von ihm, was Ovidius von dem Ennius gesagt: Ennius ingenio maximus, arte rudis²⁾

Nachdem dann Gottsched in seinem „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen Dramatischen Dichtkunst“ den Werken des Meisters einen grossen Raum gegönnt und ihm in der kritischen Dichtkunst das Lob gespendet hatte, er habe „kein übeles Geschicke zur Beobachtung der Charakter und zur Nachahmung der Natur“ gehabt, liess sich Professor Will, ein Landsmann des Meisters in dem Nürnbergischen Gelehrten-Lexikon³⁾ also vernehmen: „Was den Ruhm Hans Sachsens anbetrifft, so ist es unbillig, wenn einige Neuere an ihm zum Ritter werden wollen. . . Es ist wahr, dass er nach unserm ietzigen Geschmack rauh und kaum ohne Lachen zu lesen ist. Allein deswegen kan er doch ein vortreflicher Poet seiner Zeit gewesen seyn . . . Er war in der That sutor ultra crepidam, und er bringt unserm Nürnberg gewiss keine Schande, indem ganz Deutschland keinen Dichter seines gleichen

¹⁾ Hymnopoegraphia oder Historische Lebens-Beschreibung der berühmtesten Liederdichter. Herrstadt 1724. III. S. 109.

²⁾ Nova Acta Scholastica (Joh. Gottlieb Biedermann) Leipzig 1749. II. S. 615.

³⁾ Nürnberg 1757. S. 439.

von damaliger Zeit aufzuweisen hat. . . . Wenigstens findet sich niemand, der zu seiner Zeit soviel gedichtet, und in so vielen Werken des Geschmacks gearbeitet hat. Er überlieferte Übersetzungen, Fabeln, Erzählungen, Trauerspiele, Lustspiele, Lieder, schrieb auch in Prosa und in Religions-Sachen und muss dabey ein wohl belesener und in der H. Schrift und Geschichte wohlerfahrner Mann gewesen seyn, ia wir zweifeln auch nicht, dass er Lateinisch verstanden habe. Die Hochachtung, die er in seinem Leben unter Hohen und Niedern und selbst unter den Gelehrten hatte, war ungemein gross.“

An Will schloss sich ein ungenannter Gelehrter aus Schwaben mit einer „Ehrenrettung des Hans Sachs“, in der es heisst: „Die schlechtesten Gedichte nennet man meistens Hanss Sachsen Verse. In diesem Urtheil liegt Unwissenheit, Ungerechtigkeit und Undank. Hanss Sachse war zu seiner Zeit einer der besten Dichter in Deutschland. Seine Ehre verdient gerettet zu werden. . . . Sowohl die Erfindung als Ausarbeitung sind bey vielen seiner Gedichte denen gegenwärtigen weit vorzuziehen, ausser dass der Reim hin und wieder Noth leidet. . . . Es ist keine Schande, ein Gedichte mit dem Hanss Sachsen Nahmen zu belegen. Hanss Sachsen Verse sind folglich keine andere, als Verse, die sich reimen, wie man es vor 200 Jahren in Nürnberg gekonnt hat. Wer etwas schimpfliches oder liederliches damit anzeigen will, dem wird diese Ehrenrettung seine Unwissenheit in der Dichter Geschichte und seine Ungerechtigkeit gegen einen verdienten Mann an den Tag legen.“

Während die genannten Schriftsteller nur gelegentlich oder doch nur in engem Rahmen von Hans Sachs sprechen, erschien im Jahre 1765, in demselben Jahre, da der 16jährige Goethe die Universität Leipzig bezog, der erste Versuch einer umfassenden Lebensbeschreibung des Meisters unter dem Titel: Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsens von M. Salomon Ranisch. 331 SS. Der Biograph, den Gottsched zu dieser Arbeit aufgemuntert hatte, ist ein braver Mann im Stile Gellerts, und wohlthätig berührt die überall hervorbrechende Liebe, mit der er den so vielfach verkannten Meister zu heben sucht. Aber als Schriftsteller steht er auf einer tiefen Stufe. Das Buch wird durch überflüssige Betrachtungen und Ermahnungen sehr weitschweifig. Seine Urtheile sind zum grossen Teil schielend oder gar falsch. Einen Versuch, Hans Sachs als Dichter zu charakterisieren, macht er nicht. Höchst selten findet man eine so vernünftige Äusserung wie folgende: „Der Verehrer der deutschen Sprache könnte wohl in den Gedichten von Sachs einen Schatz von Wörtern und Redensarten finden, welche völlig aus der Gewohnheit gekommen sind; er könnte sehn, wie man jene vor Alters geschrieben und diese in der Verbindung gebraucht habe; er könnte hier und da einen Unterschied zwischen der allgemeinen Art Deutschlands und zwischen der eigenen Weise Frankenlandes zu reden entdecken: er könnte alle diese Mundarten prüfen und einige Dinge beibehalten, um die Sprache unsers Vaterlandes theils zu bereichern, theils zu verschönern.“ So schliesst sich der sächsisch Gebildete den Grundsätzen der Schweizer an. An anderer Stelle spricht er dann freilich wieder ächt sächsisch

von Mängeln, wozu an vielen Orten die altdeutsche und besonders fränkische Mundart kommt und die in unsern Tagen bei zärtlichen Ohren das Vergnügen des Lesers gar sehr vermindern.“

Diese Lebensbeschreibung lenkte trotz ihrer Mängel die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen wieder auf den alten Meister. Kurz darauf wies denn auch noch der Mathematiker Kästner in seinen vermischten Schriften¹⁾ auf ihn hin mit den Worten, er habe viel mehr Natur geschildert als die grossen Abschreiber der griechischen und lateinischen Dichter, die seinen Namen ungern mit dem ihrigen würden nennen lassen.

Sieben Jahre später endlich liess abermals sein Nürnberger die Stimme zum Lobe seines Landsmannes erschallen. Es war Christoph Gottlieb von Murr in seinem: „Denkmal zur Ehre des sel. Herrn Klotz“ welches er dem oben erwähnten Hofrat Kästner in Göttingen widmete.

Die angeführten Versuche, den Meister wieder zu Ehren zu bringen, kamen zur richtigen Zeit. Der Samen fiel befruchtend in die Seele des jungen Goethe, der grade damals seine Schwingen mächtig zu regen begann. Goethe erspart es sich, den früheren Lobrednern zu folgen und Hans Sachs ebenso wohlfeil als unpassend mit den ersten Dichtern des Altertums zu vergleichen; aber er studiert ihn und entlehnt ihm seit Anfang des Jahres 1773 manches in Sprache, Versmass, Dichtungsgattung und Stoff. Und dann setzt er ihm ein Denkmal, das von innigster Verehrung des Meisters Zeugnis ablegt und durch das sich Goethe selbst als Künstler und Mensch ein Denkmal geschaffen hat.

Die Zeit der Aufklärung sah mit Geringschätzung auf Bildung und Schöpfungen früherer Jahrhunderte herab. Indem man sich in Kunst und Litteratur dem Franzosentum in die Arme warf, brach man zugleich die Brücke ab, durch die man mit der deutschen Vergangenheit in Verbindung gestanden hatte. Nürnberg mit seinen altdeutschen Häusern, seinen gotischen Kirchen, heute das Entzücken jedes Wanders, galt für eine Stätte der Barbarei, und erst die Romantiker erschlossen und verbreiteten das Verständnis für diese Perle unter den altdeutschen Städten.

Ein Vorläufer der Romantiker war Goethe. Ihm senkte Vaterstadt und manches Bildungsmittel der Jugend früh Neigung und Liebe zu jenen verkannten Zeiten, ihren Männern und ihren Schöpfungen in die Seele.

Schon der junge Wolfgang — ich folge der behaglichen Schilderung in Dichtung und Wahrheit — lebte in früheren Jahrhunderten.

In der Vaterstadt zogen seine Aufmerksamkeit auf sich die Pforten und Türme, welche die Grenzen der alten Stadt bezeichneten, dann weiter abermals Pforten, Türme, Mauern, Brücken, Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war, im Innern die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung, die ummauerten Klosterbezirke nämlich und die aus früheren Jahrhunderten noch übrigen, mehr oder minder burgartigen Räume, wie der Nürnberger Hof, das

¹⁾ 2. Teil. S. 160.

Kömpostell, das Braunfels, ferner der Römer mit seinem Wahlzimmer, seinem Kaisersaal und seinen geschichtlichen Erinnerungen. Er darf die goldene Bulle sehen und bewundern. Er ruht nicht, bis er den Zutritt zu dem Grabe „des braven, von Freund und Feind geschätzten“ Günther von Schwarzburg erhält. Und kam nun wieder die Messe, entstand inmitten der Stadt die neue Stadt, so bewunderte der Knabe die seltsamen Feierlichkeiten, welche desto ehrwürdiger erschienen, als sie die alte Zeit lebhaft vergegenwärtigten. Beim Pfeifergericht scheint ihm eine wunderbare Musik „gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte anzumelden“. „Man konnte sich diese symbolischen, das Altertum gleichsam hervorzaubernden Ceremonien nicht erklären lassen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne sich nach Sitten, Gebräuchen und Gesinnungen der Alvordern zu erkundigen.“

„So setzte sich schon bei dem Knaben eine gewisse Neigung zum Altertümlichen fest“. Weitere Nahrung erhielt dieselbe durch die Volksbücher vom Eulenspiegel, den vier Haimonskindern, Fortunat, Faust, ewigen Juden, „jene schätzbaren Überreste der Mittelzeit“, die in Frankfurt selbst auf schreckliches Löschpapier gedruckt wurden, auf einem Tischchen vor der Hausthüre eines Büchertrödlers zu finden und für ein paar Kreuzer zu kaufen waren, die gelesen, zerlesen wurden, um von neuem gekauft und verschlungen zu werden. Dazu kamen die Märchen, die eine phantasievolle Mutter so köstlich zu erzählen wusste und denen der geweckte Knabe zu lauschen nicht müde wurde, das fleissige Lesen der Lutherischen Bibelübersetzung und Chroniken mit alten Holzschnitten.

Führten diese Bildungsmittel den jungen Wolfgang, „der von Natur zum Ahnungsvollen geneigt war“, in das Helldunkel früherer Zeiten, besonders des 16. Jahrhunderts zurück, so waren doch auch bei Zeiten andre Einflüsse geeignet, dieser Richtung entgegenzuwirken. Sowohl die Bekanntschaft mit dem französischen Theater, die er während des siebenjährigen Krieges machte, wie das Studium der Dichter der Gegenwart, den einen Klopstock ausgenommen, führten ihn in die Helle moderner Aufklärung. Diese Richtung musste neue Nahrung bekommen, als er mit sechzehn Jahren die Universität Leipzig bezog. Leipzig war eine durchaus moderne Stadt. Moderne Häuser, moderne Dichtkunst, glatte Formen, galante Lebensart, unter der sich nur zu oft Kälte und Frivolität barg, das waren die Merkmale von „Kleinparis“. Hier wusste man nichts mehr von alten Märchen; in dem hellen Tageslicht verstandesmässiger Anschauung konnten die alten Volksbücher nur lächerlich erscheinen. Der aller künstlerischen Empfindung, alles Schwunges bare Gottsched hatte Jahrzehnte lang eine nie gekannte Herrschaft geübt, aber trotz des redlichsten Strebens nur eine Zeit heraufzuführen vermocht, die Goethe später wässrig, weitschweifig und null nennen durfte. Dieses Urtheil trifft gewiss zu auf sämtliche Erzeugnisse, die aus Gottscheds Schule hervorgingen. Aber auch in der Weiterbildung der deutschen Sprache musste jetzt Wandel geschehen. Gottsched hatte sich durch ein nimmer müdes Wirken für Schaffen und Verbreitung einer allgemeinen Schriftsprache, die man schon über

ein Jahrhundert anstrebte, grosse Verdienste erworben. Doch war er bei seinen Bestrebungen nicht wie Luther in den unerschöpflichen Schacht der Volkssprache hinabgestiegen, sondern hatte in seiner „Sprachkunst“, wie er selbst gesteht, nach den besten Schriftstellern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die selbst schon vielfach eine gelehrte, künstliche Sprache geschrieben hatten, eingerichtet. Er ging dem Zug der Zeit und seiner prosaischen Natur entsprechend ganz rationalistisch vor, die Sprache war ihm nur ein Verständigungsmittel, und deshalb ist sein Augenmerk einzig auf Klarheit und Durchsichtigkeit gerichtet, Eigenschaften, die er an der französischen Sprache bewunderte. Schon war er im Zuge, ganz Deutschland zu erobern, als ihm die Schweizer im Bunde mit Klopstocks sprachschöpferischer Kraft und Lessings vernichtender Kritik Einhalt geboten. Und das war gut. Wäre man auf der bisherigen Bahn weitergegangen, so hätte man der Sprache die Säfte unterbunden, die immer wieder aus der Volkssprache nach oben steigen müssen, um Tiefe, Fülle und Sinnlichkeit zu erhalten.

Indessen waren die Männer und Kreise, zu denen Goethe in Leipzig in Beziehung trat, durch die Schule Gottscheds gegangen. Hören wir, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit sein Verhältnis zu dieser Richtung schildert: „Ich war“ erzählt er, „in dem oberdeutschen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befliss und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte: so blieben mir doch manche tiefer liegende Eigenschaften, die ich, weil sie mir ihrer Naivität wegen gefielen, mit Behagen hervorhob und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog. Der Oberdeutsche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn grosse Flüsse haben, wie das Meeresufer, immer etwas Belebendes), drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus und bei einer innern, menschenverständigen Tüchtigkeit bedient er sich sprichwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen ist er öfters derb, doch, wenn man auf den Zweck des Ausdrucks sieht, immer gehörig, nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr sich anstössig erweist.

Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn es ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft . . . Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, dass nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Überzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, dass ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprichwörter

entbehren, die doch, statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen; alles dies, was ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen, ich fühlte mich in meinem Innersten paralysiert und wusste kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äussern hatte.“

So urteilte Goethe, da Jahrzehnte hinter der Leipziger Zeit lagen. Der junge Student aber gab sich der herrschenden Strömung hin und liess sich von ihr tragen. Er vertauscht seine altfränkische Tracht mit Kleidern nach dem neuesten Leipziger Schnitt, so dass er seinen Freunden ein Stutzer, dem jungen Jerusalem, der später so unselig endete und das Urbild für den Werther wurde, gar ein Geck scheint, er lässt sich von ehrwürdigen Matronen in das Spiel einweihen, weil es in der Gesellschaft angenehm macht. Was er eben als Schüler Gellerts in den Vorlesungen gehört hat, trägt er sofort als selbstbewusster Lehrer der Schwester vor; er verbessert der Schwester nach sächsischen Regeln die Briefe, wie ihm Gellert die Aufsätze verbessert. Auch als Dichter geht er mit dem Strome. In Frankfurt schon anerkannt, kommt er selbstbewusst nach Leipzig, um alsbald kleinlaut zu bekennen, dass er noch Schüler sei, und seine Versuche ins Feuer zu werfen. Als die Verzweiflung gewichen ist, wird er Dichter im Leipziger Geschmack, er wird ein Schäfer an der Pleisse. Er will nichts mehr wissen von dem Geschmack, der in seiner Vaterstadt herrscht und schreibt wenig schmeichelhaft an die Schwester: „Unter uns, draussen bei euch residirt die Dummheit ganz feste noch.“ Und was haben wir von seinen anakreontischen Liedern, seinen Oden an Behrisch, seinen dramatischen Versuchen, kurz von seinen Leistungen bis zur Strassburger Zeit zu halten? Da ihm das Formtalent angeboren war und er ausserdem mit unermüdlichem Eifer gefeilt hat, um sächsischfranzösische Leichtigkeit, Gefälligkeit und Anmut zu erreichen, so haben sie gewiss Vorzüge, wie man auch oft genug hervorgehoben hat, aber der Inhalt ist wenig anziehend, teilweise sogar abstossend. Wären diese Schöpfungen Goethes die einzigen geblieben, so würden sie wie die meisten Schöpfungen der Anakreontiker längst vergessen sein.

Im Herbst 1768 nach Frankfurt zurückgekehrt, nimmt Goethe auf dem heimatlichen Boden den Faden wieder auf, den er in Leipzig hatte fallen lassen. Aus einer nüchternen, ja verletzenden Weltanschauung macht er den Sprung ins Mystische. Wochen und Monate ans Krankenbett gefesselt, lässt sich Goethe von einem Kreis frommer Leute, besonders der edlen Klettenberg, in den Zinzendorfschen Pietismus einführen, er liest mystisch-kabbalistische Werke in Menge wie Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, Helmont, Starkey, die Aurea Catena Homeri und operiert mit seiner Freundin auf Mittelsalz und Liquor Silicum.

Mochten auch diese Studien und Versuche Goethe nur ein belustigendes Spiel sein, sie führten ihn doch wieder in vergangene Jahrhunderte zurück und erfüllten seinen Geist mit Anschauungen, die später den äusseren Rahmen für die Gedankenwelt des Faust boten.

In Strassburg will der Genesene seine Studien fortsetzen und beenden, und hier erst wird er frei und gross. Geist und Gefühl erhalten Schwung und Tiefe.

Und wieder ist es die deutsche und die germanische Vergangenheit mit ihren Meisterschöpfungen, die diese Vertiefung hervorbringen hilft und die ihn dann auch in den nächsten Jahren, einer Zeit genialsten Schaffens, festhält.

Von den Schauern alter Zeiten umweht steht der zwanzigjährige Jüngling in stiller Mondnacht vor dem Säulenwald des Münsters. Unter der Rubrik gotisch hatte er bisher im Geiste der Zeit gleich einem Artikel des Wörterbuchs die Worte „unbestimmt, ungeordnet, unnatürlich zusammengestoppelt, aufgeflickt, überladen“ gehäuft. Auch er hatte, nicht klüger als seine Zeitgenossen, in den allgemeinen Gesang eingestimmt: „Ganz von Zierat erdrückt!“ und so graute ihm, als er zum ersten Male zum Münster wandelte, er werde ein missgeformtes, krausborstiges Ungeheuer sehen. „Aber mit welcher unerwarteten Empfindung“, heisst es in seinem begeisterten Hymnus auf die deutsche Baukunst weiter, „überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, grosser Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonisierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und geniessen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, dass es also mit den Freuden des Himmels sei, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlischirdische Freude zu geniessen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese einfach und gross vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu geniessen und zu erkennen!“ Es erscheint ihm der Genius Erwins und erklärt ihm das Werk, bis die Vögel des Morgens, die in tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegenjauchzen und ihn aus seinem Schlummer wecken. „Und nun weg mit dem Worte Gotisch! Das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, während sich der Franzose keiner eignen rühmen kann“. Bei diesem scheint ihm alles ~~Flitter~~ und Maske, und er ruft aus: „Männlicher Albrecht Dürer, ~~den die~~ Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommner!“ Die Kunstgeschichte lehrt, dass in diesen Worten manches Falsche unterläuft; aber Goethe glaubte so mit dem ganzen Feuer jugendlicher Begeisterung.

In dieser Stimmung eröffnet ihm Herder ein weites Land ungeahnter Anschauungen. Auch in Leipzig hatte man ihm mit beissendem Witz die litterarischen Tageserzeugnisse für eine Zeit verleiden können; aber man wusste ihm keinen Ersatz zu geben. Herder jedoch, der Goethe an Kenntnissen und Weite des Blicks überlegen war und in dessen Umgang sich noch mehr als in dem mit Merck „Gefühle entwickelten und Gedanken bestimmten“, führt ihn aus der Enge des litterarischen Trödelmarkts und zeigt ihm die Dichtkunst ganzer Völker. Er reisst ihn in seinem von Hamann beeinflussten Prophetenstil in die eigne Begeisterung für die Griechen, für Shakespeare und das Volkslied. Wie Schuppen fällt es Goethe von den Augen. In Leipzig hatte er das Urteil Wielands, Shakespeare

erlaube sich jeden Unsinn und jede Unverständlichkeit, um sich nicht zu lange auf einen Reim besinnen zu müssen, zu dem seinigen gemacht; heisst es doch in einem Briefe an Behrisch: „Ich philosophirte im Sacke und jammerte ein Dutzend Allegorien im Geschmack von Shakespeare, wenn er reimt“. Wie ganz anders jetzt! Shakespeare wird sein und seiner Freunde Abgott; alle sind shakespearefest. Nach der Rückkehr in die Vaterstadt wird der 14. Oktober als Shakespeares Namenstag mit grossem Pompe gefeiert, die erste Gesundheit gilt dem Will of all Wills, die zweite Herder, der ihm jenen erschlossen hatte. Und welche Begeisterung in Goethes Festrede! Die erste Seite, die er in Shakespeare gelesen, machte ihn zeitlebens ihm eigen, und nach dem Lesen des ersten Stückes stand er da wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Er fühlte aufs lebendigste sein Dasein um eine Ewigkeit erweitert. Shakespeares Theater ist ihm ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwällt. „Seine Plane sind“, fährt er fort, „nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen oder bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstösst. Er wetteifert mit dem Prometheus, bildet ihm Zug für Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Grösse; darin liegt's, dass wir unsere Brüder verkennen“. In der Farce auf Wieland heisst es jetzt: „Wäre er klug und könnte die Noten auf Shakespeare mit Blut abkaufen, er würde es thun“.

Aus dem grossen Bildersaale des englischen Dichters, dem man sich stamm- und gedankenverwandt fühlte, führte Herder den Freund zu dem bescheidenen Volksliede. Goethe gewann es lieb wie seine Seele, er hascht auf seinen Streifereien im schönen Elsass zwölf Lieder aus den Kehlen der ältesten Mütterchen und trägt sie als einen Schatz an seinem Herzen, darunter das treffliche Lied vom Lindenschmidt, das wie ein Akkord des Götz klingt.

So taucht Goethe immer mehr in die Kunstgebilde germanischer und deutscher Vergangenheit, und es ist natürlich, dass er sich gleichzeitig von dem Franzosentum losmacht, das so lange wie eine Schlingpflanze deutsche Kunst an der Entfaltung gehemmt hat. Goethe hatte zur Vollendung seiner akademischen Studien Strassburg ausgewählt, um sich zugleich in der französischen Sprache zu vervollkommen. Aber gerade hier wurde ihm die Sprache, die er von Jugend auf geliebt hatte, verleidet. Die Franzosen verstanden zu hofmeistern wie einst die Sachsen; Goethe jedoch war nicht mehr der lenksame Jüngling von Leipzig. Und als ihn nun Herder auf Wesen und Bedeutung der Muttersprache, Volksdichtung u. s. w. hinwies, da lehnte er die französische Sprache ganz ab. Im Anfange seines Aufenthaltes in Strassburg hat er sein letztes französisches Gedicht gemacht, und in seinen Ephemeriden finden wir die Bemerkung: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt“. Aber er ging weiter. Auf der Scheide zweier Völker stehend wurde er

ins Grosse geführt und zum Vergleiche angeregt. Und da glaubte er zu bemerken, dass es mit der französischen Verwaltung ebenfalls recht bedenklich stehe und dass, wenn man auch mit den Einrichtungen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation nicht prahlen dürfe, man doch auf den „Polarstern“ Friedrich hinweisen könne, „um den Deutschland, Europa, ja die ganze Welt zu treiben schien“. Und wie hätte ihn nach dem Umgang mit Herder die französische Litteratur noch anziehen können? War doch der ganze Kampf der Hamann, Herder, Goethe eine Auflehnung des Gemüts gegen jenen zersetzenden Verstand, der von Frankreich kam und in Voltaire den gewaltigsten Vertreter fand. Rousseau, den Vertreter des Naturevangeliums, ausgenommen, fand Goethe die ganze französische Litteratur „bejährt und vornehm“. Voltaires verneinende, herunterziehende, misswollende, greisenhafte Kritik stiess ihn ab. Noch in Weimar schreibt er in einem Briefe an Frau von Stein über ein satirisches Werk Voltaires: „Kein menschlicher Blatstropfen, kein Funke Gefühl und Honnetetät, Höhe des Geistes, nicht Hoheit“.

So entfernt sich Goethe von der neueren französischen Litteratur und steigt in die deutsche Vergangenheit hinab. Zwar lehnt er ab, auf die Minnesänger einzugehen, auf die man ihn hinweist, aber er lebt und webt im 16. Jahrhundert. Diese Zeit mit ihren Kämpfen auf religiösem, politischem und geistigem Gebiete zieht ihn mächtig an. Es reizen ihn die eigentümlichen Gestalten, wie sie eine solche Zeit tiefster Erregung und dämonischen Strebens hervorbringt. Vor sein Auge tritt Götz, und jeder Auftritt des Dramas zeigt, wie sehr er sich in Geist, Triebkräfte und Farbe jener Zeit hineingelebt hatte. Es lockt ihn die Gestalt Faustens, den der Protestantismus „alles, was an Titanismus und sinnlicher Lust, an ernstem Wissen und gaukelnder Weisheit, an Grossthaten, Zaubermärchen und Possen aufgespeichert vorlag, auf die Schulter nehmen liess“ und in Gegensatz stellte zu dem Gottesmanne Luther, der die selbstherrliche Vernunft eine Cestia nennt, der davor warnt, in die hohen Gedanken zu fahren, während Faust Adlersflügel an sich nehmen will, um alle Gründe am Himmel und auf Erden zu erforschen. Wie eine Verkörperung des rastlosen Strebens und Suchens ergreift im 16. Jahrhundert auch der ewige Jude wieder den Wanderstab, und „kein Zufall dass dieser Weltfahrer zugleich mit Faust, dem Unbehausten den Wanderer Goethe anzog“.

So erstehen diese Gestalten des 16. Jahrhunderts, Götz, Faust, Egmont, in Meisterwerken zu neuem Leben, und wenn denn auch der ewige Jude Bruchstück blieb, so sehen wir doch, wie viel näher diese Zeit damals dem Dichter stand als alle andern Zeiten der Vergangenheit. Ein Sokrates, ein Cäsar, die er gleichzeitig plant, kommen nicht zur Ausführung, Prometheus und Mahomet bleiben Bruchstücke.

Inmitten des 16. Jahrhunderts, dieser von der tiefsten Erregung bis ins Mark zitternden Zeit, tritt uns wie ein liebliches Idyll freundlich und hell, klar und sinnig, glücklich und zufrieden das Leben und Wirken Hans Sachsens entgegen. Er hat nicht die Kampfesfreude Luthers, Huttens, nicht die Lust am vagabundierenden Landfahren wie Faust. Nachdem er in der Jugend wie jeder andere

Handwerker durch die deutschen Lande gewandert ist, Augen und Ohren für alles offen, lebt er, seine Vaterstadt nicht mehr verlassend, bis ins hohe Alter seinem Beruf und „der holdseligen“ Kunst des Gesanges hingegen. Alles, was ihm in Schrift und Leben erreichbar ist, in Reime kleidend und damit auch der Richtung der Zeit auf ein alles umfassendes Wissen und Können in seiner Weise den Zoll entrichtend, giebt er den Stoff durchweg, wie er ihm vorliegt, nicht mit der ätzenden Schärfe bestimmter Absichten durchsetzt.

Auch diese Gestalt tritt jetzt an Goethe heran. Sie sollte ihm Züge geben für seinen ewigen Juden, einen Zunftgenossen des Nürnberger Meisters, andererseits lehnt er sich auch, wie schon oben erwähnt, in seiner Dichtung an Hans Sachs an. Hören wir, was Goethe über diese Richtung im 4. Teile von Dichtung und Wahrheit sagt. „Die Deutschen“, heisst es dort, „waren von der ältern Zeit her an den Reim gewöhnt, er brachte den Vorteil, dass man auf eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Silben zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr oder weniger instinktmässig auch auf Sinn und Bedeutung der Silben, so verdiente man Lob, welches sich mancher Dichter anzueignen wusste. Der Reim zeigte den Abschluss des poetischen Satzes . . . und ein natürlich wohlgebildetes Ohr sorgte für Abwechslung und Anmut. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, dass über den Silbenwert noch nicht entschieden, ja schwerlich zu entscheiden war. Klopstock ging voran. Wie sehr er sich bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jedermann fühlte die Unsicherheit der Sache, man wollte sich nicht gerne wagen . . . Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetisch fussen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig atmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich in einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten und so befreundete man sich auch mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab, die Sprache hätte man erst studieren müssen, und das war nicht unsre Sache, wir wollten leben und nicht lernen.

Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realismus sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde.“

Also die allgemein herrschende Unsicherheit in Metrik und Rhythmik war das erste, das den Dichter auf die Reimpaare des Hans Sachs führte.

Der Alexandriner hatte abgewirkt. Man war die immer wiederkehrende kurzatmige Satzbildung, die er fordert, satt; für sächsische Schäferpoesie mochte er noch gut genug sein; aber die mächtigeren Empfindungen, die aus Klopstocks begeistertem Herzen strömten, forderten ein neues Gefäss. Er benutzte die Masse der Antike, ohne sich über den tiefgreifenden Unterschied alter und moderner Rhythmik klar zu werden. Auch Goethe hat später den Hexameter

angewendet und um so besser angewendet, so lange er sich nicht von Vossens handwerksmässigem Regelkram beeinflussen liess. In der Zeit aber, um die es sich hier handelt, hat er sich von allen Massen der Alten fern gehalten. Er kennt noch nicht den Hexameter. Die lyrischen Versmasse der Sappho und des Alcäus, in denen Zeitgenossen mit Horaz wetteifernd die deutsche Sprache verzerrten und vergewaltigten, hat er überhaupt niemals nachgeahmt. Ein feines Taktgefühl, der durch Herder geweckte Sinn für das Volkslied, den Jungbrunnen echter Lyrik, hielt ihn von solchen Verirrungen zurück. Nur in den freien Rhythmen schliesst er sich den Alten näher an; ohne Reim, ohne Silbenzählung, ohne Strophenbau weiss er stets die richtige Form zu finden. Ich erinnere an den Wanderer, Mahomets Gesang, Prometheus.

Aber neben diesem hohen Odenschwung kannte Goethe auch „eine Poesie des Tages, deren er jede Stunde bedurfte.“ Dazu wählte er den Knittelvers von Hans Sachs, und in diesem haben wir noch eine ganze Reihe von Mitteilungen an Merck, Gotter, Boie, Herder, das Haus Buff in Wetzlar und andere. Er gebrauchte ihn in kleinen satirischen Lustspielen, zu denen ihm ein bewegtes Leben und ein weiter Freundeskreis den Stoff bot. Er schreibt aber auch darin grosse Teile des Faust, seines bedeutendsten Werkes. Und mit vollendeter Meisterschaft versteht er das Versmass zu handhaben. Wenn man sich ihm hingiebt, so wird man Viktor Hehns Urteil nicht wunderlich finden, der im Anschluss an die im 19. Jahrhundert in freieren und gemesseneren Knittelversen gedichteten Sprüche, Epigramme und Xenien Goethes meint: „Es ist nicht fremde, nicht etwa hebräische oder indische, sondern deutsche Weisheit, in der wir lesen, und der Knittelvers, — das fühlen wir lebhaft —, der Vers, der nur die Hebungen zählt, das eigentliche deutsche Metrum. Es ist zwar ein ungebildetes Silbenmass, wie es Goethe selbst nennt, aber eben darum ein heimisches, volkmässiges, von der Natur der Sprache gegebenes, zum Herzen redendes Mass.“

Also gerade das ungebildete, aber volkstümliche Versmass zog Goethe an, das Jahrhunderte für ein Zeichen der Barbarei gegolten hatte. Und wenn auch die raue Sprache des Meisters für die Leipziger Richtung etwas Abstossendes hatte, so hatte sie für Goethe genug des Anziehenden und Anheimelnden. Er fand bei Hans Sachs so manches, was ihm aus Luthers Bibel, aus Chroniken und Volksbüchern, aber auch vieles, was ihm aus der fränkischen Heimatsprache vertraut war. In Leipzig hatte sich Goethe der strengen Zucht der herrschenden Richtung unterworfen. Jetzt aber belehrt ihn Herder, dass man die Sprache bereichern müsse aus der nervenvollen Sprache entwichener Zeiten und aus der Volkssprache; er führt ihn damit auf den Weg, auf dem einst Luther so grosse Erfolge errungen hatte. Goethes Sprache wird durchaus heimisch, landschaftlich, fränkisch. „Er spricht gut, besonders original, naiv . . . Er hat seine eigne Sprache, seine eigne Wörter“ schreibt der zwanzigjährige Herzog von Weimar über Goethe in einem Briefe aus dem Februar 1875. Auf sächsischem Boden sollten sich dann die ver-

schiedenen Strömungen ausgleichen und Goethe, die Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts krönend, die deutsche Sprache zur höchsten Vollendung führen.

Wie weit aber Goethe auf Herders Anregung in den siebziger Jahren in der Anwendung des Grundsatzes ging, zu schreiben, wie man spricht, zeigen die zahlreichen Verkürzungen in den Jugendschriften wie 's (es und das), auf'm, aus'm, 'wa (etwa), ja, wie aus einer Abschrift des Wanderers von Karoline Herder hervorgeht, sogar d' (du) und 'r (der), bis der Spott Hamanns und Nicolais den Freunden die Sache verleidete.

Und wenn den „Herren Sachsen“, um mit Dornblüth zu reden, der Grobianismus und die volkstümliche Derbheit in den Werken Hans Sachsens missfallen musste, so konnten die Stürmer und Dränger, die selbst so gern mit kräftigen und drastischen Ausdrücken um sich warfen, daran Gefallen finden. Ja Goethe, der aus vielen Schriften den rohen Ton des 16. Jahrhunderts kannte, mochte sich wundern, dass Hans Sachs im Verhältnis so edel und gemessen war. Und Goethe war ein Frankfurter, dem der „Sachsenhäuser“ gegenüberwohnt. Frau Aja selbst, die aus einer hochgeachteten Familie stammte, trug kein Bedenken, derbe, volkstümliche Ausdrücke zu gebrauchen, wenn sie den Nagel auf den Kopf trafen.

Konnten diese Eigenheiten Goethe den Meister nicht verleiden, so zog ihn eine andre Eigenschaft, wie er in der angeführten Stelle ausdrücklich bemerkt, besonders an. Er gewinnt lieb „die sich in einem chaotischen Zustande glänzend hervorthuende ernste Tüchtigkeit, den schlichten Bürger, wie sie sich auch zu sein rühmten“. Der junge Goethe und seine Freunde kannten nicht den Gelehrtenstolz früherer Zeiten, der ängstlich die Berührung mit dem Volke mied. Grade das Vornehme, das nach Goethe immer ablehnend ist, war ihnen an der französischen Litteratur zuwider. „Sie suchten auf dem Boden heimischer Zustände, im volkstümlichen Leben von Stadt und Land, seiner dunstigen Atmosphäre, seinen empfindlichen Engen, derben Triebkräften, drastischen Sprache eine grössere Wärme der Darstellung“. So Müller, Wagner, Lenz. Sie wollten selbst schlichte Bürger sein und verehrten den einfachen Mann, der in engem Kreis in treuer, redlicher Arbeit sein Tagewerk vollbringt, heute, morgen und übermorgen.

Auch Goethe lag diese Richtung nahe. Das naivere Leben des Westens hatte längere Zeit ein gemütliches Verhältnis der Stände bestehen lassen. Zeitlebens hat Goethe immer wieder den Zug zu den sogenannten geringeren Leuten verspürt. Es kam dazu die ihm von Kindheit an innewohnende Lust, blos menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit mit Liebe zu beobachten und zu umfassen, ein Zug, der den späteren Künstler aknen liess. Es war einer der liebsten Spaziergänge des jungen Wolfgang, den er sich ein paarmal des Jahres zu verschaffen suchte, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuwandern und Beobachtungen anzustellen. Gärten, Höfe, Hintergebäude zogen sich bis an den Zwinger heran, man sah mehreren Tausend Menschen in ihre häuslichen, kleinen, abgeschlossenen, verborgenen Zustände. Es macht ihm ein grosses Vergnügen, Handwerker zu besuchen, die der Vater in Arbeit setzt. Er gelangt

dadurch fast in alle Werkstätten, und da es ihm angeboren war, sich in Zustände anderer zu finden, jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran teilzunehmen, so brachte er manche vergnügliche Stunde aus Anlass solcher Aufträge zu, lernte eines jeden Verfahrensart kennen und was die unerlässlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für Freuden, für Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand seiner stillen Aufmerksamkeit. „Und so“, fährt Goethe fort, „entwickelte, so bestärkte sich in mir das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte Dasein als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgültig und zufällig erschien“. So unterhält der jugendliche Wolfgang einen Verkehr mit Jünglingen, die gesellschaftlich tief unter ihm stehen. Von Leipzig schreibt er an seinen Freund Moors: „Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen.“ Dieselbe Richtung lässt den jungen Studenten bei einem Besuche in Dresden nicht einen Gasthof, sondern die bescheidene Herberge eines Handwerksgenossen des Nürnberger Meisters aufsuchen. Goethe hatte jenen schon aus einem Briefe kennen gelernt, worin derselbe trotz seines mühseligen Lebens die unverwüstliche Überzeugung aussprach, dass das Leben ein Gut sei. Und wie er sich den Meister gedacht, so fand er ihn. Er blieb sich immer gleich, weil alles aus einer Quelle floss. Sein Eigentum war ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heiteren Gemüt ruhte und sich in der gleichmässigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Dass er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Notwendigstes; dass er alles Übrige als zufällig ansah, das bewahrte sein Behagen. „Und ich musste“, schliesst Goethe, „ihn vor vielen andern in die Klasse derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewusste Weltweise genannt werden“. Als er dann in die Kunstsammlung eintritt, sind es nicht die Antiken, trotzdem ihn Öser schon mit Winkelmanns Lehren erfüllt, trotzdem er Lessings Laokoon gelesen hat, nicht die unvergleichlichen, von ihm später über alles geschätzten Italiener, die ihn anziehen, sondern die Niederländer, welche das Leben im Kleinen, die einfachsten Gegenstände und Zustände darstellen, die auf Schritt und Tritt den Menschen begegnen, und als er in der Nacht in des biedereren Meisters Haus zurückkehrt und den von einer Lampe erleuchteten, engen häuslichen Zustand erblickt, glaubt er das schönste Bild von Schalken zu sehen, wie er schon bei Tage, als er eintrat, um das Mittagmahl zu geniessen, kaum seinen Augen getraut hatte, weil er ein Bild von Ostade zu sehen glaubte, so vollkommen, dass man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. So verehrte Goethe das tüchtige Leben in der Beschränktheit und Darstellung desselben in der Kunst. Und als ihn nach Jahren faustische Qualen ob der Unzulänglichkeit des Menschenwissens packten, als ihn auch ein stürmisch bewegtes Leben nicht befriedigte, lässt er Werther sprechen: „Es ist mir nie so deutlich geworden wie die letzten Tage, dass ich in der Beschränktheit glücklich sein könnte, so gut glücklich sein könnte wie

jeder andere, wenn ich nur ein Geschäft wüsste, ein rühriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiss und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Jeder Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch, was er zu thun hat, ist ausgesprochen, was er leisten kann, ist entschieden; er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert; er arbeitet, ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Applikation und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zelle herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Tier und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischler an seiner Hobelbank!“ Diese Worte fliessen aus einem gereizten, krankhaften Herzen; später, als der Dichter den Frieden gefunden hat, hören wir ihn mit vollem Behagen auf ähnliche Gedanken und Betrachtungen zurückkommen. So schreibt er am 4. Dezember 1777 aus Goslar an Frau von Stein: „Hier bin ich nun wieder in Mauern und Dächern des Altertums versenkt. Bei einem Wirte, der gar viel Väterlichs hat; es ist eine schöne Philisterei im Hause; es wird einem ganz wohl. Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt! die aber gewiss für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden . . .“ und in einem Briefe vom 11. November 85 aus Ilmenau: „Ich habe noch eine köstliche Szene gehabt . . . Ich liess einen Buchbinder rufen, um mir das Buch „Wilhelms“ in meiner Gegenwart zu heften . . . Unter der Arbeit erzählte er mir seine Geschichte und sprach über sein Leben. Jedes Wort, das er sagte, war so schwer wie Gold, und ich verweise dich auf ein Dutzend Lavaterische Pleonasmen, um die Ehrfurcht auszudrücken, die ich für den Menschen empfand.“

Es ist natürlich, dass bei dieser Geistesrichtung Goethes auch der wackere Handwerksmann aus Nürnberg ihn anziehen musste, der emsig sein Tagewerk vollbringt, der aber zugleich eine kleine Welt in seinem Gehirne brütend hält, der mit klugem und liebevollem Auge so vieles schaut und bei dem das alles so leicht in Worte fliesst, der an der Hand der thätigen Ehrbarkeit und Rechtfertigkeit das Weltwirr-Wesen mit treuem Sinne erkennt, der über Ehr und Recht wacht, Frommkeit und Tugend bieder preist,

Das Bös mit seinem Namen heisst,
Nichts verzierlicht und nichts verkrizzelt,
Nichts verлиндert und nichts verwitzelt.¹⁾

Doch damit dürfte noch nicht alles erschöpft sein, was Goethe an dem Meister gefiel. Gewiss erfüllte ihn auch dessen Bibelfestigkeit und die Art, wie er biblische Stoffe behandelte, mit Behagen.

¹⁾ Vgl. „Hans Sachsens poetische Sendung“. Das Gedicht wird im 2. Teile, der von den Anlehnungen Goethes an Hans Sachs handeln wird, näher besprochen werden. Derselbe wird auch das Verzeichnis der benutzten Werke bringen.

Goethe ist in seinem langen Leben nicht müde geworden, zu wiederholen, was ihm die Bibel gewesen ist, darauf hinzuweisen, welch ein nie zu erschöpfendes Gut die Menschheit in ihr besitze. Während der Vater, im Lehrfache wie auf manchem anderen Gebiete dilettierend, dem jungen Wolfgang grösstenteils nur lückenhafte und zusammenhangslose Kenntnisse überlieferte, verspürte dieser von der Bibel immer wieder eine volle und ganze Wirkung. „Ich für meine Person“, erzählt er in Dichtung und Wahrheit, „hatte die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder die andere Weise wirksam gewesen.“ Ich gehe nicht auf Goethes Auffassung der Bibel und seine Stellung zum Christentum ein. Sicher ist, dass er sich schon als Knabe in die Bibel hineinlebte. Mit 13 Jahren wählt er den alttestamentlichen Josef zum Helden eines Epos in Prosa. Mit 16 Jahren entwirft er das noch erhaltene Gedicht: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“, und nach Leipzig bringt er ein in Alexandrinern geschriebenes, beinahe vollendetes Drama „Belsazar“ mit. Seine Schriften und Briefe sind, bezeichnend genug mit Ausnahme derer aus Leipzig, voll von biblischen Bildern, Sprüchen und Wendungen. Und er gab sich der Bibel hin, wie sie vorlag, und liess sie voll und ganz auf sich wirken. Angriffe und Spöttereien blieben wirkungslos. „Ich hatte zu viel Gemüt an die Bibel verwandt“ sagt er später, „als dass ich sie jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wut geraten, und ich erinnere mich noch genau, dass ich in kindlich fanatischem Eifer Voltaire, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Sauls gar wohl erdrosselt hätte“.

Verhasst waren Goethe dann später die Deutungsversuche der Aufklärer, und gerade zu der Zeit, da er sich in Hans Sachs vertiefte und ihn nachahmte, hat er dieselben mit den Waffen des Spottes und Hohns getroffen; es genügt, an die Satire auf Bahrdt zu erinnern. Dagegen war ihm der hingebende Glaube des frommen Jung-Stilling, der edlen Klettenberg verehrungswürdig. Einen frommen, kindlichen Glauben fand Goethe auch bei Hans Sachs, der da sagt:

Die heylig biblisch schrift
Was christlichs hayl betrifft,
Die ist schlecht und einfeltig
Geystreich und gar geweltig
Und die ihr hengen an,
Sind auch also gethan.

Hans Sachs besitzt für einen Laien eine ganz staunenswerte Belesenheit in der Bibel, wie es sich besonders in seinen prosaischen Gesprächen zeigt. Unzählig sind dann die biblischen Stoffe, die er behandelt, und alles atmet einen frommen, gläubigen Sinn. Wenn er zuweilen wie in den ungleichen Kindern Evae ohne Bedenken echt christlichen Gehalt, unbekümmert um alle Wahrscheinlichkeit, mit liebenswürdiger Naivität durch Züge aus der Gegenwart belebt, so hat Goethe dieses

